

Kriegszeiterlebnisse aus Frankreich [Fortsetzung]

Autor(en): **Behrens, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 23

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637361>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ferien, da gab es erst das rechte Leben. Von denen, die einmal mitgemacht hatten, hielt's keinen mehr zu Hause.



In der Winterhütte: Dr Vatter liest d'Zytig vor.

Auch im Winter zogen sie hinaus. Die langen Bretter an den Füßen, durchstreiften sie die Berge. Was tat's auch, wenn es hie und da eine blaue Nase ablegte oder einen Purzelbaum in den Schnee. Und wenn sie einen Tag lang ihre Beine tüchtig gebraucht hatten, so schien ihnen am Abend ein Heustod weicher als das weichste Gasthausbett. Das waren die ersten Wandervögel. Ein paar Buben, meist Schüler. Bald schlossen sie sich zu Gruppen zusammen. Benachbarte Gruppen trafen sich da und dort. Bald lernten sie sich kennen und schlossen sich unter sich zu größeren Verbänden zusammen. So entstand der heutige „Wandervogelbund“. Wohl wurden die Gründer älter und zogen sich nach und nach zurück. Aber die Zungen führten die Bewegung weiter. Vielerlei bauten sie aus, aber die Hauptsache blieb das Wandern. Heute bestehen fast überall Wandervogelbünde. Diese haben ähnliche Satzungen und den gleichen Zweck, sind aber voneinander durchaus unabhängig. In der Schweiz ist der Wandervogel im Jahre 1907 gegründet worden. Der Verband nennt sich: „Wandervogel, Schweizerischer Bund für abstinenten Jugendwanderungen“. Er zählt heute etwa 1200 Mitglieder (800 Buben, 400 Mädchen) in 57 Ortsgruppen. Er besitzt eine eigene Zeitschrift, die monatlich erscheint. Der Bund veranstaltet größere Ferienfahrten (4 bis 14 Tage). Die werden von einem Führer geleitet. Als Führer werden vom Bundesvorstand ältere Wandervögel gewählt. Er mietet auch im Sommer und Winter Hütten an schönen Plätzen, die als Standquartiere dienen. Alljährlich an Pfingsten versammeln sich die Wandervögel zur Landsgemeinde. Aus allen Ecken und Enden der Schweiz strömen sie zusammen zum Fest. Der Vormittag ist den Verhandlungen gewidmet. Jeder Wandervogel hat das Recht zur Rede und zur Abstimmung. Nach den Geschäften wird gespielt und gesungen. Eine Gruppe lernt von der andern ein neues Volkslied. Vor einigen Jahren führte eine Ortsgruppe auf der Landsgemeinde die Volkstänze

ein. Den Bauern im Schwarzwald und den Appenzeller Sennen hatte sie diese uralten Tanz- und Singspiele abgeguckt. Jetzt lernte sie eine Ortsgruppe von der andern. Auch Wettspiele in Korbball und Schlagball, Sängerkwettstreite werden auf der Landsgemeinde ausgetragen. So wahr ist jede Gruppe ihre Eigenart, aber alle fügen sich gleichen Satzungen, gehören zum gleichen Bund. Die Satzungen sind keine Gesetzbücher, die streng nach dem Buchstaben gehandhabt werden. Nur ein Gebot wird streng eingehalten, das Gebot der abstinenten Lebensweise auf den Fahrten. Wer draußen in der freien Natur sich seines Lebens freut, der braucht sich nicht künstlich zu berauschen. Fast in allen größeren Orten bestehen Gruppen. Bern besitzt deren zwei. Die eine nimmt meist Leute über 15 Jahren auf, die andere meist jüngere. Beide veranstalten an Sonntagen kleinere Tagesfahrten. In den Schulferien werden auch größere Wanderungen von Bern aus geführt.

Seit einigen Jahren mietet die Ortsgruppe Bern auch eigene Ferienhütten. Die Winterhütte ist oben an der Pseife. Dort wird im Winter Ski gelaufen, daß es eine Freude ist. Im Sommer geht's ins Oberland. Letztes Jahr flatterten die Bernervögel in der Gegend des Wildstrubels herum. Feuer werden sie das Lötschental unsicher machen.

Das ist in kurzen Zügen das Wesentliche über den Wandervogel. Wenn ein senkrechter Bub oder ein Mädchen Lust hat, sich die Sache näher anzuschauen, so soll er einmal auf eine Fahrt mitgehen und sehen, ob's ihm gefällt.

F. K.

Kriegszeitenerlebnisse aus Frankreich.

Von Ed. Behrens.

2.

In Dijon, der alten burgundischen Hauptstadt, steige ich aus. Es ist Abend. Die Straßen sind dunkel. Die Straßenbahnwagen fahren mit verhängten Fenstern. Die Kolläden der Geschäfte und Speisehäuser sind bis zu drei Vierteln ihrer Länge heruntergezogen worden, die Lichter scheinen durch grüne Gaze hindurch. Aus den Wohnungen dringt nicht ein Lichtstrahl. Man befürchtet die Angriffe deutscher Luftfahrzeuge. Dijon ist zwar nicht Festung, aber doch bedeutender Waffenplatz. Die Straßen sind voller frohmütiger Soldaten. In der Altstadt gerate ich zufällig in ein kleines Speiselokal hinein, das mit Offizieren angefüllt ist. Die geschmeidigen Gestalten mit den entschlossenen Gesichtern gehören dem Fliegerkorps an. Sei es, daß ich zu auffällig mit einem der Offiziere ein Gespräch anknüpfen wollte, sei es, daß ich überhaupt verdächtig aussehe — kurz, wie ich das Lokal verlasse, erheben sich zwei der Herren ebenfalls und folgen mir unauffällig durch die Gassen bis zum Bahnhof. Dort tritt der eine auf mich zu und bittet mich leise, in höflichem Ton: „Mein Herr, haben Sie die Güte, mir zu folgen!“ Das Publikum ist trotz der diskreten Aufforderung aufmerksam geworden: Un espion boche, un espion boche — ein deutscher Spion! Andere Militärs haben sich schnell zu mir gesellt, und inmitten eines Kreises strengblickender Bewaffneter wird mein Paß genau geprüft. Er genügt. Der Offizier grüßt verbindlich: „Entschuldigen Sie die kleine Störung!“

Ich übernachtete in Dijon, billig und gut. Am frühen Morgen schon ist starke Bewegung auf der Straße. Kolonnenschritt lockt mich ans Fenster. Eine Kompanie junger Soldaten marschiert zum Bahnhof. Die Leute sind für die Front bestimmt, tragen die neue graublau Uniform und sehen kräftig und fröhlich aus. Das Schuhwerk ist tadellos, die ganze Ausrüstung vortrefflich. Es ist ein milder Sonntag, und die Sonne scheint aus wolkenlosem Himmel. Durch die alten Renaissancegassen schlendern Träger bunter Uniformen Arm in Arm mit graziosen Frauen. Vor dem Palast der Herzöge von Burgund, unter dem Torbogen,

den der Vater Karls des Kühnen bauen ließ, drängen sich schwachende, lachende Rothosen. Gesang tönt aus den Weinkneipen. Türen zu unergründlichen Kellern tun sich auf, der Weingeruch mischt sich mit dem Weihrauchdunst, welcher der märchenhaften, taubenumflatterten, von gotischen Ungeheuern bewachten Kirche von Notre Dame entströmt. Süße katholische Musik schwebt durch die Kathedrale, deren uralte Fenster bunten Schein verbreiten. Die Andächtigen, viel schwarzverschleierte Frauen und Soldaten, sitzen und stehen dichtgedrängt. Jetzt tritt der Priester auf und fängt die Predigt an. „Haut les coeurs, mes amis, haut les coeurs! — empor die Herzen, meine Freunde!“ ruft der alte Greis und hebt die Arme mit schöner Gebärde. Aber das ewige Flügelschlagen der Tauben auf dem Kirchplatz läßt mich nur abgerissene Worte vernehmen.

Um die Mittagstunde ist in den Wirtschaften kaum ein Tisch mehr frei. Mit welcher echt germanischen Herzensfreude da gefessen und getrunken wird! Die Burgunder sind nicht umsonst unseres Stammes. Der Speisezettel ist verlockend, der Preis bescheiden. Ich teile mich zwischen zwei dicke Bürger, welche vor lauter Eisseifer den Kopf ausgezogen haben. Der beste weiße Burgunder steht zur freien Verfügung in dickbäuchigen Flaschen auf dem Tisch. Die mitteilsame Wirtin sagt mir, während sie mir den gebadenen Fisch auf den Teller legt: „Ja, die Deutschen haben ihren Hindenburg, wir aber, wir haben weit mehr, wir haben unseren 75er! (Gemeint ist das französische Feldgeschütz.) „C'est un bijou!“ Eine Dame, welche mir gegenüber sitzt, flötet: Un amour! Der Herr an meiner Seite versichert, das Geschütz vermöge 200 Schüsse blitzschnell hintereinander abzugeben, ohne sich nur einen Millimeter vom Standort zu bewegen. Die Bewunderung grenzt an Fetischismus; das Geschütz wird als Medaillon, ja, an Ohrringen getragen; auf symbolischen Darstellungen sind ihm menschliche Züge verliehen worden.

Ich benütze den Yhoner Schnellzug, der um 1 Uhr mittags von Dijon abfährt. Der verfügbare Platz ist wenigstens zur Hälfte von Soldaten besetzt. Stets dasselbe Bild: die fröhlichen Soldaten und die bekümmerten schwarzgekleideten Frauen. Draußen, durch die erste Frühlingssüppigkeit, wandeln ernste, in sich gefehrte Spaziergänger, blicken auf und starren dem Zug schweigend nach. Die Soldaten jauchzen ihnen zu. Lange Lazarettzüge passieren die Stationen oder warten auf offenem Feld; sie machen einen düstern Eindruck, denn sie sind aus schwarzen Güterwagen zusammengepackt; nur ein kleines vieredriges Fenster in der Mitte erleuchtet das Innere; hier liegen sie übereinander gebettet oder auch auf bloßem Stroh, 12 um 12 Mann, wie mir ein Soldat sagte.

Es wird Abend. Melim . . . Fontainebleau . . . Der Wagen knallt über die Schienenkreuzungen verdunkelter, verlassenener Bahnhöfe; die Seine, hier und dort im Widerschein spärlicher Lichter blinkend, gleitet uferlos unter donnernden Brücken. Punkt 7 Uhr 15, fahrplanmäßig, fährt der Zug über den stillen, mattbeleuchteten Yhoner Bahnhof in die große Halle ein. Dann trägt mich der Kraftwagen durch eine ungeheure stille Stadt, über die halb verdunkelten, mit einigen Menschengruppen bestellten Boulevards in den Gasthof.

III.

Die Pariser selbst machen dem Besucher den Eindruck einer großen, durch gemeinsam ertragenes Leid nur noch inniger sich verstehenden Familie. Das müßige internationale Bad — les métèques nach dem bekannten Wort von Charles Maurras — ist verschwunden. Als letztes Zeichen der korrupten kosmopolitischen Friedenszeit kann — mit sehr wenigen löblichen Ausnahmen — die Presse gelten; zum Glück ist diese bedenkliche Erscheinung aber nicht Frankreich. Bei uns findet sie leider immer noch eine Beachtung, welcher die Grundlage durchaus abgeht. Der

Franzose nimmt seine Zeitung selten ernst, sie bedeutet ihm besten Falls Unterhaltung, und es ist bemerkenswert, daß das einheimische Publikum in seiner gesitteten Art nicht von ferne daran denkt, in den groben Ton der Zeitungs-schreiber einzustimmen. Die Spreu ist zerflogen, der Kern geblieben; jetzt kommt endlich wieder der wertvollste Teil der französischen Bevölkerung, der Kleinbürger, zu Ehren und entfaltet jene Eigenschaften, welche der fremde Besucher ob all dem Weltstadtrummel sonst leicht überseh: Das Familienbewußtsein, welches sich oft so rührend äußert, das bescheidene, wohlherzogene Auftreten, und jene uns Alemannen leider noch nicht Gemeingut gewordene Lebenswürdigkeit im gegenseitigen Verkehr.

Gerade dieses Kleinbürgertums wegen war der Aufenthalt in Paris von jeher angenehmer als in irgend einer andern europäischen Hauptstadt. Im Frieden bedeutete Paris noch lange nicht Frankreich, jetzt, im Kriegsfrühjahr 1915, bietet die Hauptstadt ein typisches Bild französischen Daseins: sie gibt den Eindruck der Würde und der Zurückhaltung und sie zeigt eine den materiellen Verhältnissen mehr als irgendwo sonst in Europa entsprechende maßvolle Lebensführung ihrer Bürger. Gewiß, die Zeitumstände, vor allem die kaum 100 Kilometer entfernte Schlachtfront, haben das Pariser Leben stark beeinflusst; doch jeder, der mit französischen Verhältnissen nur einigermaßen vertraut ist, mußte bekennen, daß die wesentliche Ursache der Respekt heischenden würdigen Haltung der Pariser und, soweit ich beobachten konnte, auch der Provinzler, alte französische Art ist.

Aus dem Pariser Alltagsleben seien einige Tatsachen angeführt. Die Bewegung auf den Straßen, auf den großen Boulevards, hat nicht viel von der gewohnten Lebhaftigkeit eingebüßt. Es verkehren weniger Kraftwagen. Die Automobilomnibusse sind ganz verschwunden; sie werden an der Front verwendet. Der Straßenbahnverkehr wird zum Teil von weiblichen Schaffnern besorgt: Mädchen aus dem Volk mit kokett aufgesetzten Mützen. Das stetig vergrößerte riesige Untergrundbahnnetz hat unverminderten Betrieb. Um die Mittagstunden und von abends 5 Uhr an ist Gedränge und Platzmangel wie zu Friedenszeiten. Ein kurzer orientierender Gang durch die großen Warenhäuser — Printemps, Galeries Lafayette, Louvre — beweist die nicht geringe Kauflust des Publikums.

Die Rolläden der geschlossenen Geschäfte sind von den Ansichtskartenhändlern mit Beschlag belegt worden. Die Kartenindustrie liefert fast nur Schund. Deutsche und Oesterreicher, besonders die heiden Monarchen, werden nach Kräften beschimpft. Aber das Zeug wird vom Publikum nicht einmal beachtet. Der Franzose kauft die Karten nicht und reagiert, wenn sie ihm ein Hausierer anpreißt, höchstens mit einem ärgerlichen: C'est idiot! In den Schaufenstern der Buchhandlungen sind künstlerisch ausgeführte Farbenholzschnitte ausgehängt. Hier ragen die abgehakten Köpfe der beiden Kaiser, auf Stangen gespießt, hervor, Raben pikieren ihnen die Augen aus. Dort erscheint der deutsche Kaiser als Schlächter, Rindsleichen sind um ihn aufgehäuft. Es sei ausdrücklich festgestellt, daß sich die anständigen Pariser über solche Scheußlichkeiten empören. Die schon wiederholt zum Einschreiten aufgeforderte Polizei hat sich bis jetzt nicht gerührt. Offenbar aus Hang zur Tradition. Das Verpöten der eigenen und erst recht der fremden Staatsoberhäupter war den Franzosen von jeher Herzenssache. Das wesentliche Gefühl, das ihnen die Obrigkeit verursacht, ist das der Respektlosigkeit. Den Äußerungen der Presse mit ihrem Einfluß auf die Leser darf, wie gesagt, nicht zu viel Gewicht beigelegt werden. Nur bornierte Tugendbolde werden auf Grund einiger unflätiger Ansichtskarten und Zeitungsartikel eine ganz große Nation mit erhobenem Finger der „sittlichen Verkommenheit“ bezichtigen.

(Fortsetzung folgt.)